



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Wilhelm II.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76985](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76985)

Muttererde, über den der dünne Firnis des Diplomaten gebreitet war. Unter Bismarck kam er empor, Caprivi und Marschall schenkten ihm ihr Vertrauen, er kam in die Umgebung des Kaisers, dem er auf dessen Reisen als Vertreter des Auswärtigen Amtes beigegeben wurde. Aus einem nicht genau bekannten Grunde zog er sich aber die Ungnade des Kaisers zu. Man erzählt, er habe in einem dem Staatssekretär Marschall gesendeten vertraulichen Reisebericht nach seiner Art ironisch über den Kaiser gesprochen und dieser Brief sei von einem seiner Gegner dem Monarchen in die Hände gespielt worden. Genug, Riederlen wurde noch Gesandter an Höfen zweiten Ranges — Hamburg, Kopenhagen, Bukarest, — dann aber stockte seine Laufbahn. Tschirschky und Schön, der Reihe nach Staatssekretäre, kamen ihm zuvor, obwohl er sie überragte. Auf die Dauer konnte man aber nicht an ihm vorübergehen und Bülow berief ihn zur Stellvertretung des Staatssekretärs im Herbst 1908 nach Berlin. Als Schön das Ministerium des Auseren verließ und als Botschafter nach Paris ging, wurde Riederlen-Wächter Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Zum Staatssekretär wurde er aber erst im Juni 1910 ernannt, was Bethmann Hollweg nicht ohne Schwierigkeiten durchsetzte. Das war ein hochsinniger Akt des Reichskanzlers, da Riederlen selbstbewußt und eigenwillig war, so daß Bethmann den ihm gebührenden Anteil an der Leitung der Geschäfte mitunter erst einfordern mußte. Aber die Tüchtigkeit des Staatssekretärs stand über jedem Zweifel, was auch der Kaiser anerkannte.

*

Wilhelm II.

Wilhelm II. war mit der Vorstellung von dem erhabenen Beruf des von Gott eingesetzten Königtums auf den Thron gelangt. In dieser Anschauung war er als Prinz von den politischen Vertrauten seiner Jugend, Waldersee und Stöcker, bestärkt worden. Sein Erzieher Hinzpeter nährte sein von Natur aus starkes Selbstbewußtsein, erfüllte ihn, wie Tirpitz berichtet, mit Mißtrauen gegen seine amtlichen Ratgeber, trieb ihn in Gegensatz zu Bismarck, dem er auf dem Höhepunkte der Krise von 1890 den Vorwurf zuschleuderte, er verachte seinen Monar-

chen. Mit Besorgnis hatte der edle Vater des Prinzen dessen Selbstüberschätzung wahrgenommen und gedachte sie dadurch zu dämpfen, daß er ihn in die strenge innere Verwaltung des Staates geben wollte, während es Wilhelm zu den auswärtigen Geschäften zog¹⁾. Seine Eltern waren Kinder einer liberalen Zeit, er aber sprang mit beiden Füßen in Romantik und Mystizismus zurück. Er lehnte sich gegen die Natürlichkeit und Menschlichkeit seines Vaters auf, seine Mutter erschrak über das gefährliche Gottesgnadengefühl des Sohnes. Anfangs war ihm Bismarck das Vorbild, aber das jede Schranke überfliegende Selbstvertrauen des jungen Monarchen führte zum Sturze des großen Ministers.

Blendende Gaben wurden Wilhelm in die Wiege gelegt, die ihn zur Selbstbespiegelung verleiteten. Darunter ein vortreffliches Gedächtnis, fließende Rednergabe, gewandte Führung des Gespräches, brennendes Interesse für alles, was die Menschen bewegt und fördert, gleichviel ob auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Technik, des Heerwesens und des Staatslebens. Auf alles erstreckte sich sein Anteil, oft bei unzureichenden Kenntnissen, aber immer mit dem Gefühl, er sei auf den verschiedensten Gebieten sachverständig. Seine Begeisterungsfähigkeit täuschte ihn über die Lücken seines Könnens und Wissens hinweg. Er sprühte vor Lust am Leben, vor allem vor Lust an seinem Herrscheramte. Unaufhörlich wollte er sich ausleben, immer kehrte er dabei sein Innerstes heraus; er sonnte sich an der Macht, auf deren Schein er einen noch größeren Wert legte, als auf ihre wirkliche Übung.

Seine Religiosität war nicht äußerlich; er war des besonderen Verhältnisses zwischen sich, dem Kaiser, und dem obersten Lenker sicher. Er betrachtete sich als Werkzeug des Herrn, als das Schwert, dessen sich Gott zur Herrschaft über die Deutschen bediente. Damit war ein starkes Bewußtsein von den ihm gesetzten Pflichten verbunden, das Gefühl der Verantwortlichkeit vor Gott, aber auch seinem Volke gegenüber. War seine Herrschermacht in Frage gestellt, so brauste er auf und drohte den zu zerschmettern, der sich gegen ihn auflehnte²⁾. Sonst aber war

¹⁾ Vgl. darüber jetzt den 3. Band der „Gedanken und Erinnerungen“, wo S. 2 der Brief des Kronprinzen Friedrich Wilhelm an Bismarck aus dem Jahre 1886 über diese Frage abgedruckt ist.

²⁾ Bismarck hebt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, III, S. 128, hervor, daß bei Wilhelm II. im Gegensatz zu seinen Vorfahren das Prinzip der gegenseitigen Neigung zwischen Herrn und Diener gefehlt habe.

er gegen seine Untertanen — so erschienen ihm alle Reichsbürger ohne Unterschied — gütig und liebenswürdig, kein grausamer Zug gegen irgendeinen von ihnen ist uns überliefert; die Schrift Quiddes, die ihn mit Caligula vergleicht, führt vom Anfang bis zum Ende irre. Er war ein trefflicher Familienvater, von reinen Sitten, deshalb unwillig und unerbittlich gegenüber den Verirrungen, denen sein Freund Philipp Eulenburg erlag.

Die Feinde, die ihm von 1914 an erstanden, werden doch nicht vergessen machen, daß bis dahin gegen ihn, den 55jährigen Mann, in der inneren wie in der äußeren Politik nie der Vorwurf der Untreue, des Wortbruches, überhaupt der niederen Gesinnung erhoben worden war. Er verletzte die Freiheitsliebenden unter den Deutschen durch sein überspanntes Herrschergefühl, aber die Parteien wußten, wie sie zu ihm standen, und man konnte auf seine Gewissenhaftigkeit bei der Handhabung der Verfassung rechnen. Er setzte sich nicht eigenmächtig über sie hinweg; glaubhafte Klagen über Verletzung der verbrieften Parlamentsrechte sind nicht erhoben worden. Zuverlässig war er auch im Einhalten von Verträgen und Bündnissen mit anderen Staaten. Da er sein Wort hielt, warf er den Gedanken von sich, der italienische oder der rumänische König wären fähig, von dem oft erneuerten Bündnisse abzufallen. Weitausgespinnene Ränke waren schon deshalb nicht seine Sache, weil er immer das Herz auf seinen Lippen trug und mit der größten Unvorsichtigkeit seine Absichten, wie die ihn beherrschenden Gedanken, der Welt preisgab. Diese Unklugheit stürzte seine Ratgeber unaufhörlich in Verlegenheit, den Staat häufig in große Gefahren. Seine Lust sich aufzuknöpfen und mitzuteilen war so unbeherrschbar, daß seine Minister genötigt waren, ihm Wichtiges vorzuenthalten. Sein erster Reichskanzler und dessen Sohn rechneten damit, daß der Kaiser in seiner Ahnungslosigkeit seiner Mutter und seiner Großmutter Dinge anvertrauen könnte, die verschwiegen bleiben mußten. Am bezeichnendsten aber war, daß, als die deutsche Regierung 1910 durch Verrat in Kenntnis der geheimen Korrespondenz des russischen Botschafters in London, Grafen Bendendorff, kam, dem Kaiser die Tatsache und der Inhalt der Papiere verhehlt wurden. So wenig hatten die Gegner des Deutschen Reiches die „Geheimdiplomatie“ des Kaisers ernstlich zu besorgen.

Im Verkehr war er, wie alle fremden Diplomaten bezeugen, gewinnend und anziehend; aber wenn er sich gehen ließ, verfiel er leicht

ins Burschikose, Vanale, wodurch er das feinere Gefühl verletzte. Wie um das Gegengewicht zu halten, kehrte er bei feierlichen Gelegenheiten, oder wenn er sich in Stein oder Farben konterfeien ließ, die Majestät marktschreierisch hervor; eine Eigenschaft, die auf fast allen seinen Bildnissen hervorsteht. Der französische General Gallifet machte vor einem Porträt Wilhelms II. die Bemerkung, es sähe wie eine Kriegserklärung aus. Er hatte einen Hang zum Theatralischen, ohne aber ein Komödiant zu sein; denn er gab sich wirklich so wie er war, mit seinen Schwächen, besonders mit seiner Selbstbespiegelung. Er sonnte sich in den Strahlen seines Herrscheramtes, wie er auch mit seinen Kenntnissen und Fähigkeiten prunkte. Das war so unköniglich wie möglich, denn der echte Herrscher besitzt das Gefühl seiner Majestät, ohne sie durch den Purpurmantel hervorkehren zu müssen; er hält die Menschen im Zaum, ohne sie durch Außerlichkeiten zu überglänzen. Wilhelm II. aber gab sich als Emporkömmling, noch dazu preußischen, berlinerischen Stils. An geistigen Gaben war er reicher als die meisten Herrscher seiner Zeit; wenn er sie wirken ließ, gewann er die Menschen, die sich aber abgestoßen fühlten, wenn er sie künstlich steigerte.

Will man sein Verhältnis zu den Männern der von uns geschilderten Zeit richtig erfassen, so darf man sich nur auf die vor dem Weltkriege niedergelegten Zeugnisse berufen. Die späteren sind fast durchwegs von leidenschaftlicher Parteilichkeit eingegeben, oft ein Zerrbild seiner Persönlichkeit. Überblickt man dagegen die Urteile der fremden Diplomaten über den Kaiser, sowohl die in ihren Depeschen, wie die in Büchern oder Zeitschriften niedergelegten, so tritt uns ein überwiegend günstiges Bild des Kaisers entgegen. Andrew White, Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, geht darin am weitesten; er urteilt über Wilhelm geradezu enthusiastisch. Und White war nichts weniger als ein Höfling; Beweis dessen das von ihm in düsteren Farben gemalte Bild Nikolaus' II. und des russischen Hofes, an dem er gleichfalls als Botschafter geweilt hatte. Er stellt den sittlichen Charakter Wilhelms in seinem 1906 erschienenen Buche so hoch wie seine Regentenfähigkeiten und schließt das Kapitel über ihn mit den begeisterten Worten: „Der junge Herrscher, der jetzt an der Spitze dieses Reiches steht, ist zwar ein selbständiger Charakter, aber doch ein Sohn seiner großen Vorfahren und ein Verehrer ihrer großen Vergangenheit; er ist ein tapferer Held und doch ein friedfertiger Fürst. Nie wird er das Schwert aus seiner gepanzerten Faust geben; aber nicht weniger ist er

friedlichen Eroberungen hold. Seine FüÙe stehen auf der Erde, aber sein Blick sucht die Ideale. Das ist Wilhelm II., der wohl einen neuen Namen zur Liste jener Männer fügen wird, die als Führer Deutschlands an der Vervollkommnung der Welt gearbeitet haben.“ Nicht weil dieser Lobgesang mit der Wirklichkeit übereinstimmt, sind die Worte hierhergesetzt, sondern als Merkzeichen, wie Wilhelm einen hochstehenden Mann von großen Verdiensten zu erobern verstand. Und ähnlich äußerte sich über ihn im Jahre vor dem Weltkriege der frühere kanadische Ministerpräsident, Sir Wilfried Laurier, der im kanadischen Unterhause am 27. Februar 1913 den Kaiser als einen Mann feierte, „wundervoll begabt durch Geist, Charakter und moralische Anlagen; sein mächtiger Einfluß war immer für den Frieden eingesetzt“. Womöglich noch günstiger urteilte der Führer der Friedensbewegung in England, W. S. Stead, über des Kaisers Pläne und Regierungsmethode. Er sagte zu dem englischen Schriftsteller Harold Begbie, dieser habe Wilhelm in einem Aufsatz ganz falsch geschildert; „Mr. Stead versicherte mir, daß der Kaiser ihm selbst gesagt hatte, er seufze in seinem Innern über den Zustand seines Volkes, er bemühe sich bei jeder Gelegenheit, es zu den edlen Überlieferungen seiner mächtigen Vorfahren zurückzurufen, er schaudere bei dem Gedanken an Gott, dem er sicherlich eines Tages auf die Frage werde zu antworten haben: „Was habt ihr aus dem deutschen Volke gemacht?“¹⁾

Man könnte nun sagen, diese Männer seien voreingenommen gewesen, hätten sich von Wilhelms Liebenswürdigkeit bestrieken lassen. Aber die geschworenen Feinde Deutschlands, der Klügel um Lord Northcliffe, machten — vor dem Kriege — halt vor der Person Kaiser Wilhelms. Der Korrespondent der Northcliffe-Blätter sprach sich 1911 „über die tiefe, persönliche Zuneigung aus, die den Kaiser mit Britannien und mit dem englischen Herzen verknüpfe... Es war sein Traum seit seiner Jugend, daß England und Deutschland Schulter an Schulter marschieren sollten“. Und in dem Hauptblatte der englischen Imperialisten, also unter den Augen Northcliffes, war am 17. Oktober 1913 zu lesen: „Wir alle kennen den Kaiser als vollkommenen Gentleman, dessen Wort zuverlässiger ist als die Unterschrift mancher anderer, den als Gast zu begrüßen wir immer froh, den zu verlieren wir immer betrübt sind, als einen Herrscher, dessen

¹⁾ Harold Begbie, „The vindication of Great Britain“, S. 123.

Ehrgeiz für sein eigenes Volk ebensoguten Grund hat wie unser eigener¹⁾."

Es hieße Wasser in den Ozean tragen, wollte man all die Zeugnisaussagen über die friedlichen Absichten Wilhelms zusammenstellen; auch die französische offizielle Ansicht ist, daß er bis zum Herbst 1913 den Frieden aufrechtzuhalten und erst von diesem Zeitpunkte zum Losschlagen bereit war²⁾. Auf den Umschlag der öffentlichen Meinung über den Kaiser nach 1914, besonders aber nach der Niederlage Deutschlands, ist kein Gewicht zu legen; mit einer in der Geschichte sonst kaum verzeichneten Erbärmlichkeit fielen jetzt alle Gegner über den Kaiser her und entwarfen von ihm das Bild eines nach Weltherrschaft und Krieg strebenden Tyrannen.

¹⁾ Die obigen Ausführungen nach Begbie, S. 131. Von den vor 1914 im Ausland erschienenen Büchern verdienen erwähnt zu werden: Legge, „The public and private life of Kaiser Wilhelm II“, 1905; Grand Carteret, „Le César allemand“, 1909; P. Baudin, „L'empire allemand et l'empereur“, 1912; S. Whitman, „German Memoirs“, 1912. Das Gesamturteil über Wilhelm II. ist — bei starken Abweichungen im einzelnen — überwiegend günstig.

²⁾ So nach dem französischen Selbbuch.

